

Zeitschrift: Schweizerische Lehrerzeitung
Herausgeber: Schweizerischer Lehrerverein
Band: 28 (1883)
Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Lehrerzeitung.

Organ des schweizerischen Lehrervereins.

№ 30.

Erscheint jeden Samstag.

28. Juli.

Abonnementspreis: jährlich 5 Fr., halbjährlich 2 Fr. 60 Cts., franko durch die ganze Schweiz. — **Insertionsgebühr:** die gespaltene Pettizelle 15 Cts. (15 Pfennige). Einsendungen für die Redaktion sind an Herrn Seminardirektor Dr. Wettstein in Küsnacht (Zürich) oder an Herrn Professor Rüegg in Bern, Anzeigen an J. Huber's Buchdruckerei in Frauenfeld zu adressieren.

Inhalt: Die Methode vom erziehenden Unterrichte nach Herbart und seiner Schule. II. — Rede des Herrn Prof. Sal. Vögelin. I. — J. J. Rousseau's Leben. X. 1. — Korrespondenzen. Solothurn. — Allerlei. —

Die Methode vom erziehenden Unterrichte, nach Herbart und seiner Schule.

(Von J. Kuoni, St. Gallen.)

II.

Treten wir auf den Zillerschen Lehrplan etwas näher ein, so können wir uns an gar vielem stossen. Allererst ist es die *strenge Ausscheidung des erziehenden und nicht-erziehenden Unterrichtes*. Bisher war es üblich, allem Unterricht einen erzieherischen Wert beizumessen. Der nicht-erzieherische Unterricht ist zwar, so weit wir die Sache verstehen können, mehr in der Werkstätte zu geben, als in der Schulstube, und wir hätten es hier mit den besonders in Schweden und Dänemark längstbekannten Handarbeitsschulen zu tun. Der Gedanke wäre also nicht neu, immerhin aber sehr zu begrüßen. Wir halten aber auch diese Schule, speziell diesen Zweig der öffentlichen Schule, für eine Erziehungsschule; denn nicht nur ist die körperliche Arbeit an und für sich ein sehr wichtiges Erziehungsmittel, sondern sie bildet auch den Geist harmonisch, wie es die geistige allein nicht kann. Diese Unterscheidung dürfte also wegfallen, oder sie sollte zum mindesten klarer und bestimmter sein.

Ferner ist es die *unklare Terminologie* Herbarts, die seine Schüler schon oft etwas hintereinandergebracht hat, und die das Verständnis der „wissenschaftlichen Pädagogen“ nicht unwesentlich erschwert. Nicht nur sind die Begriffe *Regierung, Zucht, Pflege, Unterricht* etc. nebeneinander unklar, sondern es kommt in jeder Anleitung und Abhandlung eine solche Menge von Fremdwörtern vor, die man in einem gewöhnlichen Fremdwörterbuche nicht findet, dass der Leser schon über das herrliche Deutsch dieser deutschen Schule ärgerlich wird.

Dann ist es die *Konzentration* um den *Gesinnungsunterricht*, die gegen das Herkömmliche verstösst. Von einer Konzentration ist zwar lange vor Herbart schon geredet worden und in ihr suchten auch wir bei unserer Schuleinrichtung das Heil, nur mit dem Unterschiede, dass

wir den Sprachunterricht in die Mitte stellen und zwar den Unterricht in der Muttersprache, während die Zillarianer in dem Geschichtsunterrichte den Gipfelpunkt der Schuldisziplinen erblicken. So meinen wir, dass die Realien, somit auch die Geschichte, nur insofern einen berechtigten Platz in unseren Lehrplänen beanspruchen, als sie in den Dienst des Sprachunterrichtes treten und Stoff zu mündlichen und schriftlichen Sprachübungen bieten. Der Stand des Sprachunterrichtes bietet darum auch den Massstab zur Beurteilung einer Schule. In Zukunft soll das anders werden. *Nach Ziller wird die Sprache analytisch betrieben, und ihr einziger Zweck ist, dem Schüler die Stoffe der Dichtung und Geschichte zum Verständnis zu bringen.* Eine nähere Beleuchtung des Lehrplanes wird uns die Bedeutung dieser Worte näher legen.

Nach Ziller ist im *ersten Schuljahr* für die deutsche Sprache (d. h. eigentlich für den Gesinnungsunterricht) an ausgewählte Märchen von Grimm und an die durch die Beziehung auf Sachunterricht und Charakterbildung geforderten Liedertexte die Vorbereitung auf Schreiblesen, Orthographie und Grammatik, die Zerlegung der Worte in Silben, dieser in einzelne Laute, die Vergleichung verwandter Wörter, die Unterscheidung von Ein- und Mehrzahl u. s. w. anzuknüpfen. Im *zweiten Schuljahr* knüpft man an die Erzählung und Lektüre des Robinson das Schreiblesen in Verbindung mit den Grundlagen der Orthographie und Grammatik. In diesen Stoffen lebt und webt das Kind; denn sie werden für den Sprach- und Rechenunterricht benutzt; an ihnen lernt das Kind Denken, Fühlen und Handeln. Für das *dritte Schuljahr* tritt die Geschichte der Patriarchen, für das *vierte* die Richterzeit, für das *fünfte* die Zeit der Könige, für das *sechste* das Leben Jesu, für das *siebente* die Apostelgeschichte und für das *achte* die Reformation und der Katechismus in das geistige Zentrum. Das ist die ganze Kulturgeschichte!

Meine Herren Kollegen! Ich dürfte hier schliessen, mitten im Strom die Bürde absetzen und sie versenken. Doch wir wollen sie weiter betrachten. Seminardirektor

Rein in Eisenach, heute ohne Zweifel der bedeutendste Pädagog der Herbart-Zillerschen Richtung, hat die dreijährige Periode der alttestamentlichen Betrachtungen denn doch zu lang gefunden und sie auf zwei Jahre reduziert. Die Herren Wiget in Rorschach und Chur steigerten an den beiden Zillertagen in Rorschach (8. Dezember 1882) und Chur (28. April 1883) noch weiter herab. Sie redeten von der Patriarchenzeit und begründeten diesen Vorschlag damit, dass mit der biblischen Schilderung derselben das Nomadenleben der alten Völker am klarsten und schönsten geschildert sei. Es scheint also, dass diese Lehrpläne je nach Bedürfnis gemodelt werden können.

Für das dritte oder *vierte* Schuljahr würde auch die Behandlung der Nibelungensage hinzukommen. Die übrigen Fächer würden sich, wie oben bemerkt, an diesen Geseinnungsstoff anlehnen. So bestehen die Vorbereitungen auf die Mathematik darin, dass Ausmessungen vorgenommen würden im Schulgarten, Schulzimmer, an Zeichnungen, an einem papierenen Patriarchenzelt, an Horizont- und ähnlichen Beobachtungen, an der Heimats- und Robinsonskarte. Ohne Zweifel die besten Objekte zur Erzielung des Schnellrechnens im Zeitalter der Elektrizität!

Wie eingehend aber ein Märchen behandelt werden soll, erhellt aus dem Vorschlag oder der Wegleitung, mit dem Sterntalermädchen und dem Märchen vom süßen Brei im Anschauungsunterrichte zu behandeln: Schulstube, Bett, Kleidung, die Nahrungsmittel, den Garten und seine Bearbeitung, Feld, Wald, Himmel, Sonne, Mond, Sterne, Himmelsgegenden und das Schulhaus. Die Geschichte Robinsons und alles Weitere würde in gleicher Weise ausgenützt.

In erster Linie ist es an uns, zu untersuchen, ob dieser Stoff für das Kindesalter der richtige ist, nämlich die Märchen, Robinson, die Patriarchen, die Nibelungensage etc. Begründet wird diese Auswahl damit, dass die kulturelle Entwicklung der Menschheit auch zugleich den Weg der Entwicklung des Kindes angebe. Man wird zwar nicht behaupten wollen, dass das Märchen die erste Entwicklungsstufe der Menschheit kennzeichne, Robinson die zweite u. s. w. Wollte man diese Begründung wörtlich ausführen, so müssten wohl ganz andere Lehrgegenstände und Lehrpläne aufgestellt werden. Wir haben nicht näher nachzuforschen; denn die Annahme ist in meinen Augen eine durchaus irrige. Unsere Kinder sind Kinder unserer Zeit und können selbst mit unserem künstlichen Hinzutun nicht das Leben der Menschheit durchleben. Es wird auch nie einem angehenden Handwerker einfallen, die Geräte für sich zu verwenden, die seine Zunft ursprünglich benutzte, und die Gegenstände zu erstellen, die man anfänglich damit äusserst mühsam und mangelhaft erstellt hat. Und kein Bauer wird den Pflug bei Seite legen und seinem Sohne zum Pflügen einen krummen Ast reichen, damit er aufwärtssteigend der Kultur nach und nach zugänglich werde. Sie beide werden zu den besten Geräten greifen und sich jeden Augenblick die Fortschritte der Zeit zu Nutze machen.

Eine Generation fusst auf der andern, so auch auf dem Felde der Jugenderziehung. Zuerst werden wir den Schüler mit der Wirklichkeit bekannt machen, mit der Gegenwart, und wenn er diese versteht, dann führen wir ihn zurück in die interessante Vergangenheit und suchen ihm bestmöglich klar zu machen, wie eins sich aus dem andern entwickelt hat. Kulturgeschichte im weitesten Sinne des Wortes und wieder Kulturgeschichte! Da bin ich mit den Herbartianern vollkommen einverstanden, aber nicht so früh! —

Was speziell das *Märchen* anbelangt, so ist dasselbe allerdings die Lieblingsspeise der Kinder, aber das Zuckerbrot lieben sie auch, und doch ist das Schwarzbrot zuträglicher für ihre Gesundheit. Hie und da ein gutes „Leckerli“ als Belohnung — wer wollte etwas dagegen einwenden. So eignet sich das Märchen auch trefflich als Nachschisch, nach treulich getaner Arbeit. Nie und nimmer aber könnte ich mich dazu verstehen, am Märchen sprachliche Übungen vorzunehmen, es ist ein poetischer Blumenstrauß, der nur genossen, nicht aber zerpfückt werden will. Ebenso wenig halte ich das Märchen für geeignet als *Lesestoff* für das erste Schuljahr, es will *vor erzählt* und nur erzählt werden; denn nur so dringt man in die wunderbaren Falten seiner Gestalt und seines Lebens hinein. Das Sterntalermädchen, das versuchsweise in unser zweites Schulbuch aufgenommen worden, ist eins der schwierigsten Lesestücke für diese Stufe. Man fasse nur einmal den ersten ellenlangen Satz ins Auge, der sich prächtig anhört aus dem Munde des gewandten Erzählers, der aber eine wahre Tortur ist für den ungeübten Leser und für seine Zuhörer nicht minder.

Die Märchen für das erste Jahr ausschliesslich zu benutzen, halte ich schon darum für verfehlt, weil sie doch in erster Linie nur die Phantasie anregen, die kleinen Träumer noch träumerischer machen und des realen Bodens entbehren. Sie sind also mit Geschichtchen und Gedichtchen anderer Art zu untermischen und reichen als Erzählstoff auch über die erste Klasse hinaus, begleiten das Kind durch die ganze Unterschule, also wenigstens durch drei Schuljahre. Schüler der oberen Klassen werden es selber lesen und lesen es gerne.

Dass aber das Märchen in seinem unschuldigen Kleid doch nicht ganz unschuldig ist, beweist der sechsjährige Schüler schon mit seiner Frage, die beim ersten Märchen nicht ausbleiben wird: „Aber ist das wahr?“ Ich gebe dem Schüler auf diese Frage nie eine Antwort. Ein scherzhaftes: „Ja, ja“ möchte zwar entschuldigbar sein; ein „Nein“ aber würde der prächtigen Blume den Duft abstreifen. Gewiss ist das Märchen wahr, aber nur so lange, als das Kind wirklich *Kind* ist. Tragen wir Sorge zu dieser Zeit; sie ist die schönste im Menschenleben.

Wie verhält es sich aber mit der *Wahrheit* des Märchens, wenn z. B. das Sterntalermädchen eben die heruntergefallenen Sterne zusammengelesen und ins neue Hemdchen gesammelt hat, und ich beschreibe nachher

nicht nur des Mädchens Hemdchen und die Taler, sondern auch die Sterne am Himmel, und muss meinen Kleinen nun sagen, dass das nicht silberne Batzen, sondern Lichter sind, gross und prächtig, die einen feststehend, die anderen wandernd, aber alle bestimmt, die Nacht zu erhellen? Oder wir behandeln das Märchen vom Marienkind, das zwar weder von Ziller, noch von Rein unter die zwölf schönsten aufgenommen worden, das ich aber zu den schönsten zähle, und wenn Ziller und Rein in der Auswahl nicht einig gehen, so folgert daraus jeder Lehrer das Recht, eine eigene Auswahl zu treffen. Also das Marienkind hat seine 13 Schlüssel erhalten und damit die Erlaubnis, die zwölf Türen zu den Wohnungen der zwölf Apostel zu öffnen. Welche Pracht tut sich da vor dem geistigen Auge des Hörers auf. Auch der 13. Schlüssel öffnet — trotz des Verbotes — die Wohnung des dreieinigen Gottes, und das Mädchen wird darum auf die Erde zurückversetzt. Was werde ich nun daraus in „der Heimatkunde“ besprechen müssen? Wahrscheinlich in erster Linie den Schlüssel? Aber doch nicht einen rostigen Kellerschlüssel oder einen profanen Hausschlüssel. Das Kind hat sich in seiner Phantasie alles so prächtig ausgemalt! Soll ich es aus seinem Traume wecken? Werde ich ihm nicht besser diesen Traum so schön als möglich für sich selbst vorführen und die Bekanntschaft mit ganz alltäglichen, nützlichen und wichtigen Dingen auf eine andere Stunde versparen? Ich betone ganz besonders: *Jedes unserer Kinder träumt diesen seinen Traum auf seine eigene Art*, knüpft ihn an seine eigenen Vorstellungen. Erzähle ich das Märchen von den Bremer Stadtmusikanten, so baut jedes im Geiste sein eigenes Räuberhaus, und jedes hat seinen eigenen Esel, Hund und Hahn und seine eigene Katze. Und so *will* ich es; ich rede dem Kinde nicht ein. Das Märchen hat keine Erklärung nötig; es ist für sich selbst verständlich, indem es kindlich und weitläufig erzählt. Recht widerlich in meinen Augen, noch viel widerlicher als die Erklärungen und Anwendungen, sind die grammatischen Übungen, die an dasselbe geknüpft werden sollen. Das heisst — um es mit einem derben Vergleich zu sagen — auf einem krauslockigen, lustigen Kinderkopf nach Läusen suchen. Man sieht daran so recht, wohin die übrigens gerechte Forderung der Konzentration des Unterrichtsstoffes führen kann, wenn sie mit einem Zillerschen Eigensinn durchgeführt wird. Tritt denn das Leben dem Kinde auch in dieser konzentrierten Form entgegen? Ist der Tag, den das Kind verlebt, in seinen Anregungen und Anforderungen nicht noch mannigfaltiger, als der der Erwachsenen? Warum denn die Schule so ängstlich mit dem Gängelband? *Vielseitige und möglichst freie Bewegung ist die beste Gymnastik für Körper und Geist*. Und wenn die Herren Dörpfeld und Rein in dieser Konzentration das Heilmittel gegen den „didaktischen Materialismus“ suchen, d. h. wenn sie die Schäden unserer Zeit der zur Zeit üblichen Spezialfächerverteilung zuschreiben, so beweisen sie damit, dass sie trotz ihrer Kulturgeschichte die Welt im allgemeinen so

wenig kennen, als die Schule im besondern. Jede Zeit hat ihre Krankheiten, und wer das lange Register der Krankheitsursachen durchgeht, kann nicht von dem Wahn befangen werden, ein Universalmittel gegen dieselben zu wollen oder gar zu kennen.

Was die Wertschätzung des Märchens anbelangt, bin ich also mit der Zillerschen Schule einverstanden, nur soll das Märchen nicht als Lesestoff und nicht als Sprachstoff benutzt werden, sondern nur als Erzählstoff und auch da nicht ausschliesslich.

Schlimmer kommt vor unserem Forum der Gesinnungsstoff des zweiten Schuljahres, *Robinson*, weg. Er hat zwar heute einen grossen Ruf und manchen grossen Fürsprecher. So erhebt ihn wirklich Rousseau bis in den Himmel hinauf und sagt, dass er dasjenige Buch sei, das sein Emil zuerst lesen müsse und das lange Zeit einzig dessen Bibliothek ausmachen werde. Rousseau ist freilich ein Pädagoge, auf den man sich gerne beruft und auf den man sich auch berufen darf. Aber auch er ist ein sehr fehlerhafter Mensch, und sein „Emil“, der die Welt umzukehren schien und der namentlich von den gebildeten Müttern als ein Erziehungsevangelium anfänglich wörtlich befolgt wurde — er wird heute als ein interessantes Buch im Schranke gehalten, aber nur wenig gelesen. Rousseau's Zeugnis gilt mir hier also sehr wenig; ich gestehe überhaupt, dass ich so anmassend bin, an keine Autoritäten zu glauben, wenn ich auch recht viele Menschen, Lebende und Verstorbene, hoch achte. Mit grossem Vergnügen durchgehe ich in mancher müssigen Stunde mein Lexikon und lese namentlich gern die Biographien der grossen Männer aller Zeiten und Völker. Es ist eine stattliche Zahl, auf die die Menschheit mit Recht stolz sein darf. Aber noch nie bin ich auf einen gestossen, der so gross war, dass er den nachfolgenden Generationen das selbständige Denken erspart hätte! — Bleiben wir bei unseren bekannten Leuten. Rousseau setzt an die Spitze seiner Erziehungslehre die Annahme, dass die Kindesseele ursprünglich ohne Fehle sei. Herbart nimmt an, dass sie noch keinerlei Anlagen besitze, andere behaupten, dass ihr das Böse im Keime innewohne. Ihre Voraussetzungen sind also strikte Gegensätze. Doch zitirt der eine den andern, wo es ihm passt. Jean Paul, ein geistiger Heros, behauptet, die Charakterbildung sei mit dem vierten Lebensjahre abgeschlossen. Meine Herren! Ich frage Sie: Wenn Jean Paul Recht hat, wollen wir dann noch erziehen, wollen wir dann noch ein Vergehen bestrafen? Wollen wir da noch tadeln, ermahnen und beloben? Ich denke, wir tun es; denn Jean Paul irrt. Allerdings scheint unser Wirken hie und da bei einem Kinde erfolglos zu sein, und es mühen sich mitunter auch Eltern vergeblich ab, ihre Kinder zu Zucht und Ordnung zu bringen. Aber im allgemeinen zeigt sich das Kind empfänglich für die Einwirkungen seiner Erzieher, ja der Mensch bleibt überhaupt mehr oder weniger bildungsfähig — auch in seinen Charaktereigenschaften — bis zu seinem Tode. Wie manches Kind hat sich mit

seinem Schuleintritt total geändert, wie mancher Knabe beim Übertritt ins praktische Leben, wie mancher Springinsfeld ist ein tüchtiger Ehemann geworden, und wie mancher Eigensinn wurde auf dem Krankenbette gebrochen. Dies nur zur Beweisführung, dass auch die Grossen irren. Sie werden mir also wohl gestatten, dass ich auch die Robinsonfrage selbständig beurteile, nicht für die Welt, sondern für unsern Kreis, wo es sich nicht um die Lösung grosser Probleme handelt, sondern um die Prüfung eines gegebenen Stoffes nach seiner praktischen Brauchbarkeit in der Schule.

(Fortsetzung folgt.)

Rede des Herrn Professor Salomon Vögelin,

gehalten im Nationalrate den 9. Juli 1883,

zur Begründung des Antrages, es sei ein schweizerisches Nationalmuseum zu errichten.

(Aus dem „Anzeiger von Uster“.)

I.

Herr Präsident!

Geehrte Herren Kollegen!

Unzweifelhaft hat die Gesetzgebung neben der Befriedigung momentaner Bedürfnisse die ideale Bestimmung, den nationalen Gedanken nach allen seinen Seiten hin zum Ausdruck zu bringen. Allein vermag sie, ihrem ganzen Wesen nach, diese Aufgabe zu erfüllen? Vermag sie es speziell in einem Föderativstaate? Niemand ist so, wie wir selbst, im Falle, zu erkennen und zu empfinden, wie schwierig, ja oft unmöglich dies ist.

Die grossen nationalen Gedanken lassen sich überhaupt niemals in Vorschriften, in abstrakte Formeln und Paragraphen fassen. Sie verlangen einen freieren, einen unmittelbaren Ausdruck. An unseren Volksfesten, im begeisterten Liede, im zündenden Worte, im lebendig gewordenen Gemeinschaftsgefühl einer grossen Volksversammlung — da tritt dieser nationale Gedanke lebendig zu Tage.

Aber diese festlichen Tage und Stunden, die sich wie ein heller Sonnenglanz über die Fläche unseres Alltagslebens legen, sie verschwinden auch wieder wie ein rasch vorüber-schwebender Sonnenblick; und leicht ist man versucht, zu denken, mit diesen Feierstunden sei auch der ganze Gehalt des Festes, die Erhebung, die es uns gebracht, verschwunden.

Aber es gibt Formen, in welchen der nationale Gedanke seinen unvergänglichen und monumentalen Ausdruck gefunden hat. *Das sind die geschichtlichen Denkmäler eines Volkes*, die lebendiger, als alle anderen, Zeugnis ablegen von seinem Wollen und Können, von seinen Taten und Geschicken, von seinen Hoffnungen und Idealen. Das haben denn auch zu allen Zeiten die gebildeten Völker und ihre Leiter, geistliche und weltliche, Selbstherrscher und Repräsentanten empfunden und haben es als etwas Selbstverständliches betrachtet, den grossen Ereignissen in ihrem Dasein, den nationalen Gedanken durch Werke der Kunst monumentalen Ausdruck und ewige Dauer zu geben. Und damit haben sie auf alle Zeiten für ihren Ruhm gesorgt, haben sie sich ihre ideale Fortexistenz über ihren Untergang hinaus gesichert. Was wäre das Altertum, was wäre das Mittelalter für uns ohne ihre Denkmäler, in denen sie, nachdem sie längst verschwunden, unvergänglich fortleben?

Wir aber, die wir noch nicht vom Schauplatz abgetreten sind, im Gegenteil uns noch recht lange auf demselben zu

behaupten hoffen und ernstlich erwägen sollten, wie dies geschehen möge — wir haben an der Sache noch ein ganz anderes Interesse. Das ist der mächtige Einfluss, welchen die plastische Veranschaulichung der Geschichte eines Volkes auf dessen ganze Gedanken- und Willensrichtung ausübt, die Gewalt nicht über die Nachwelt, sondern über die Zeitgenossen. Darum sehen wir denn auch rings um uns her in *Deutschland*, in *Österreich*, in *Frankreich*, in den *Niederlanden*, in *England*, in *Dänemark*, in *Skandinavien*, in *Italien*, in *Spanien*, in *Griechenland*, in *Russland*, ja selbst in *Egypten* zu Ehren der Vergangenheit, zur lebendigen Einwirkung auf die Gegenwart historische Nationalmuseen entstehen. Und nur die Schweiz sollte sich zu einem solchen nicht aufzuraffen vermögen? Die Schweiz mit ihren grossen Erinnerungen, mit ihrer Geschichte, um die jedes Volk sie beneiden könnte?

Nun höre ich aber sofort den Einwand: Das haben wir ja schon, und viel mehr noch, als das: Schon hat ja jeder Kanton seine historische Sammlung, sein vaterländisches Museum, in denen die Denkmäler sorgfältig aufbewahrt werden, von denen ich rede. Neben diesen kantonalen Sammlungen sei ein Nationalmuseum nicht nur überflüssig, es sei sogar positiv schädlich. Eine Menge Gegenstände, die bisher in diesen Lokalsammlungen niedergelegt waren, würden für das Zentralmuseum reklamirt werden. Dadurch würden jene kleineren Museen ihr Interesse, ihre Anziehungskraft verlieren. Ferner könnten sie mit den dem Zentralmuseum zur Verfügung stehenden Mitteln nicht mehr konkurrieren. Sie könnten keine erheblichen Erwerbungen mehr machen und würden also zur Bedeutungslosigkeit herabsinken. Wem es also wirklich darum zu tun sei, die historischen Denkmäler unseres Landes in Ehren zu halten und durch dieselben den vaterländischen Geist in der Bevölkerung anzuregen, der dürfe jene geschichtlichen Erinnerungen nicht ihrem historischen Boden und natürlichen Aufbewahrungsort entziehen. Er dürfe jene kantonalen Sammlungen, die jedermann leicht zugänglich seien, an denen daher die Bürger ein lebhaftes persönliches Interesse nehmen, und welche so in ihren Kreisen anregend und befruchtend wirken, diese Lokalsammlungen dürfe er nicht schmälern und verkümmern lassen zu Gunsten eines Zentralinstitutes, das viel weniger zugänglich sei, folglich den Leuten nicht nur räumlich, sondern auch persönlich fernstehe und niemals einen nachhaltigen Einfluss auf weitere Kreise gewinnen werde. Dies die Einwände der Gegner des Gedankens.

Diesen Bedenken gegenüber ist folgendes zu erwidern:

Gewiss haben wir an kantonalen Museen keinen Mangel, und ist durch dieselben für den Lokalpatriotismus reichlich gesorgt. So wenig aber der Patriotismus von 25 Kantonen, zusammengezählt, den eidgenössischen Patriotismus ausmacht, ebenso wenig ergibt die Addition von 25 Lokalmuseen ein eidgenössisches Museum. Wir aber verlangen — und zwar in bewusster Ergänzung der kantonalen — ein eidgenössisches Museum. Gerade hierauf kommt es uns an.

Es gibt eine Reihe Gegenstände in unserem Lande, welche an die grossen Haupt- und Wendepunkte der Schweizer-geschichte erinnern und durchaus dem Schweizervolke, nicht irgend einem Kanton, angehören. Dieselben können daher auch richtiger Weise nur in einem gemeineidgenössischen Nationalmuseum, nicht in einer kantonalen Sammlung, ihre Stelle finden. Das hat man auch von jeher empfunden. Diese gemeineidgenössische Stelle, welche die gemeineidgenössischen Trophäen aufnahm, war in der alten Zeit unserer Bünde die Kirche von Einsiedeln, welche Johannes v. Müller in dieser Beziehung geistreich das schweizerische Delphi nennt. Dort wurden die grossen Beutestücke, soweit man sie nicht verteilte und nicht veräusserte, niedergelegt; dort sind die der Eidgenossenschaft als solcher gewidmeten Panner aufgehängt, als Weihegeschenke

an „U. L. Frau von Einsiedeln“, welche die Eidgenossen als ihre Patronin verehrten. Die vielen Feuersbrünste, welche jene Kirche heimsuchten, haben freilich von den dort aufbewahrten Trophäen nichts auf uns kommen lassen, und mit der Glaubensstrennung hörte die nationale Bedeutung jenes Heiligtums überhaupt auf. Es hörten aber auch die gemeineidgenössischen Trophäen auf. Seit der Reformation hatten sich die Eidgenossen ja nicht mehr gegen auswärtige Feinde zu kehren. Sie führten nur noch Soldkriege im Ausland und Bürgerkriege bei Hause, und weder von diesen, noch von jenen gab es nationale Trophäen. Denn es gab auch keinen nationalen, gemeineidgenössischen Sinn mehr. Dieser erwachte erst wieder nach dem Zusammenbruch der alten Bünde in der helvetischen Republik. Und es ist bezeichnend, wie unter den vielen patriotischen Postulaten derselben auch sofort dasjenige eines schweizerischen Nationalmuseums sich einstellte. Das blieb nun freilich bei der Ungunst der Zeiten ein blosser frommer Wunsch. Die helvetische Republik wurde gestürzt, ehe sie Gelegenheit fand, ihre Ideen zu verwirklichen.

Und heute, meine Herren, achtzig Jahre nach jener grossen Zeit, wo stehen wir? Auf dem Punkte stehen wir, dass unterdessen unser Land nahezu entblösst ist von seinen Altertümern und Kunstdenkmälern. Besuchen Sie die grossen Kunstsammlungen des Kontinents, überall finden Sie Wertgegenstände aus der Schweiz; in einzelnen Branchen, z. B. in der Glasmalerei, liefert die Schweiz geradezu den Grundstock und die höchsten Prachtexemplare. Man kann wohl ein Gefühl der Befriedigung haben über diesen ehrenvollen Rang, welchen unsere heimische Kunst der Vorzeit einnahm. Aber man muss sich auch sagen: Alle diese Kunstwerke, die jetzt den Stolz der ausländischen Museen ausmachen, sind dorthin gekommen, weil wir selbst, alles Verständnisses, alles idealen Sinnes bar, sie haben verschleppen, verschachern und zu Grunde gehen lassen. Oft mussten fremde Spekulanten retten, was wir in Unverstand zu Grunde gehen liessen.

In der Geschichte der Regeneration der Schweiz ist eine hässliche Seite das vandalische Verfahren des obenaufgekommenen Radikalismus gegenüber den Schätzen vaterländischer, namentlich kirchlicher Kunst. Im Eifer, mit diesen Erinnerungen widerwärtiger Art aufzuräumen, kam den Machthabern „selbst die den wilden Völkern nicht unbekannte Kunst, edle und unedle Metalle zu unterscheiden“, zeitweise abhanden; und mehr als eine Kirchenzierde von Silber ward für versilbertes Messing verkauft.

Nehmen wir einen Augenblick an, der Gedanke der Helvetik wäre verwirklicht worden, wir hätten in den Dreissigerjahren ein Nationalmuseum und an der Spitze desselben einen sachverständigen Mann gehabt. Welche Schätze wären — um ein Spottgeld! — dem Lande und dem Volke als National-eigentum erhalten geblieben. Dieses Nationalmuseum hätte denn auch zum Metallwert die Wertstücke des Basler Kirchenschatzes an sich ziehen können, die bei der unseligen Teilung von Baselstadt und Baselland in den Handel kamen, und die heute — man denke an die für 20,000 Fr. verkaufte goldene Altartafel Kaiser Heinrichs im Hotel Cluny in Paris — zum Teil die ersten Schätze ausländischer Museen bilden. Diesem Nationalmuseum wären ferner eine Menge derjenigen Altertümer zugefallen, die in den letzten Dezennien systematisch aus unserm Lande ausgeführt worden sind. Ja, meine Herren, noch vor drei Jahren, wenn Sie auf die Gründung eines solchen Museums eingetreten wären, als wir sie Ihnen anregten, hätte für die Schweiz ein viel bedeutenderer Teil jener Sammlung gerettet werden können, deren Verschacherung einem geachteten Berner Namen für alle Zeiten verhängnisvoll, für unser Land aber eine schwere Kalamität geworden ist.

Was solchen Tatsachen gegenüber die Berufung auf die

kantonalen Museen besagen will, liegt auf der Hand. Grösseren und das ganze Land beschlagenden Anforderungen gegenüber reichen ihre Mittel nicht aus, und wenn sie ausreichten, so möchte die Befugnis, sie in diesem allgemeinen Sinne zu verwenden, zweifelhaft sein. Wenn Herr Äppli von St. Gallen, der vor drei Jahren in diesem Saale das Nationalmuseum unter Hinweis auf das St. Galler Kantonalmuseum so heftig und erfolgreich bekämpfte — seither aber zu seiner und zu unserer Befriedigung eine Standeserhöhung erfahren hat — wenn Herr Äppli noch unter uns wäre, so würde ich ihn in unserer Landesausstellung vor die Vincentsche Sammlung von Glasgemälden führen, die fast ausschliesslich Beute aus den Kantonen Thurgau und St. Gallen ist; oder ich würde ihn zu einem Besuch des Altertummuseums des Herrn Widmer in Wyl einladen, das zum überwiegenden Teil st. gallische Kunstgegenstände enthält, und ich würde ihn dann fragen, ob wirklich das so vortrefflich organisierte und ausgestattete st. gallische Kantonalmuseum — dem niemand aufrichtiger das beste Gedeihen wünscht, wie wir — auch nur seinen kantonalen Aufgaben in vollem Umfang zu entsprechen vermöge, ob es wirklich angetan sei, ein schweizerisches Nationalmuseum überflüssig zu machen?

(Schluss folgt.)

R. J. J. Rousseau's Leben.

X. 1.

III. Die Mannesarbeit. 1741—1762.

4) Mit der Übersiedlung nach der Eremitage, die am 9. April 1756 stattfand, beginnt in Rousseau's Leben eine Zeit, in welcher er die intensivste Geistestätigkeit entfaltete und seine Hauptwerke zur Vollendung brachte. Diese sind: Der berühmte Roman „Julie ou la nouvelle Heloise“; die erfolgreiche politische Abhandlung „Le contrat social“ und die bedeutendste aller seiner Schriften, sein pädagogisches Buch „Emil ou sur l'éducation“. Äusserlich zerfällt diese Zeit in den kürzern Aufenthalt in der Eremitage (vom 9. April 1756 bis zum 15. Dezember 1757) und den längeren in Montmorency (vom 15. Dezember 1757 bis zum 9. Juni 1762); innerlich aber bietet sie das Bild einer Kette zusammenhängender Arbeiten, die nur einmal durch eine heftige Leidenschaft unterbrochen wurde, welche sein Leben neuerdings aus der geordneten Bahn zu werfen drohte.

In der Eremitage hoffte Rousseau die glücklichen Tage wieder zu finden, nach denen er sich seit dem Wegzuge aus den Charmettes umsonst zurückgesehnt. Was ihn wahrhaft glücklich machen konnte, bot weder seine ehrenvolle Stellung in Venedig, noch die vornehme Gesellschaft in Paris, weder der Glanz des Theaters, noch der Ruhm seines Namens, das konnte ihm allein das Landleben gewähren mit seiner Einsamkeit. All' seine Pläne und Anstrengungen hatten denn auch kein anderes Ziel gehabt, als ihm dereinst eine glückliche ländliche Musse zu verschaffen, an deren Schwelle er nunmehr zu stehen vermeinte. Zwar hatte er geglaubt, nur durch bescheidenen Wohlstand dahin zu gelangen, und das Ziel schien in weite Ferne gerückt; jetzt lag es unmittelbar vor Augen. Dass die Freundschaft es so unerwartet geboten, konnte die freudige Stimmung der Seele nur erhöhen.

Wie sollte seine Tätigkeit geregelt werden? Den Vormittag bestimmte er, wie früher, für das Notenschreiben, welches zwar keinen grossen, aber doch einen sichern Ertrag brachte. Den Nachmittag widmete er den Spaziergängen im herrlichen Walde von Montmorency, wo er lustwandelnd seinen schriftstellerischen Plänen nachging, stets Schreibtäfelchen und

Bleistift bei sich führend. Es war immer seine Art gewesen, im Gehen auch die Gedanken in Bewegung und zur Klarheit zu bringen. Er war reich an literarischen Entwürfen, die nun zur Ausführung kommen sollten, und der Wald von Montmorency wurde sein Arbeitskabinet. Auch für die Regentage hatte er sich eine schriftstellerische Arbeit zurechtgelegt, die er ab und zu weiter führte, wenn ihm das Notenschreiben langweilig wurde. Es war dies sein „Dictionnaire de musique“, den er erst viel später während seines Aufenthalts in Motiers beendigte.

Bei seiner ganzen literarischen Tätigkeit liess er sich von einer tiefern Erwägung leiten: Er wollte und konnte kein Lohnschreiber werden. Hätte er seine Feder lediglich in den Dienst des Erwerbs gestellt, er hätte mit Leichtigkeit zu Wohlstand und selbst zu Überfluss gelangen können; allein er wollte nur schreiben, wozu der Geist ihn trieb, und was nach seiner Überzeugung geeignet war, das allgemeine Wohl zu fördern. Diese Grundsätze haben ihn neben Voltaire zum einflussreichsten französischen Schriftsteller des 18. Jahrhunderts gemacht.

Die festgesetzte Tagesordnung wurde einige Zeit ziemlich genau befolgt, und er fühlte sich glücklich. Bald aber wurde ihm klar, dass auch die neuen Verhältnisse nicht dazu angetan seien, ihm die volle Unabhängigkeit zu sichern und die erhoffte innere Befriedigung zu gewähren. Schon sein Verhältnis zu Madame d'Epinay störte seine Unabhängigkeit. Die aufrichtige Freundschaft, welche sie ihm erwies, legte ihm die Pflicht auf, dass ihr dafür Aufmerksamkeiten zu Teil wurden. Er besuchte sie daher oft, wenn sie sich in la Chevrette oder in Epinay aufhielt. Da sie seinen Widerwillen gegen die Unterhaltung in zahlreicher Gesellschaft kannte, machte sie ihm in der Folge einen Vorschlag, der ganz seiner Bequemlichkeit zu entsprechen schien, aber weit mehr der ihrigen diene, nämlich es ihn wissen zu lassen, wann sie nicht in grosser Gesellschaft sei. Er willigte in den Vorschlag ein, ohne zu bedenken, was er damit auf sich nahm. Es folgte daraus, dass er sie nicht mehr besuchen konnte, wann es ihm, dass er sie aber besuchen musste, wann es ihr gefiel. Ein paar mal wagte er den Versuch, von seiner Freiheit Gebrauch zu machen. Da gab es aber eine solche Beunruhigung über seinen Gesundheitszustand, ein Botensenden und Billetschreiben, dass er davon abstehen musste. So war er nie auch nur einen Tag lang sicher, über sich verfügen zu können. Dazu kamen die noch lästigeren, zahlreichen Besuche von Menschen, welche nicht wussten, was sie mit ihrer Zeit anfangen sollten. Selten konnte er sich für einen Tag einen hübschen Plan zurechtlegen, ohne dass derselbe von irgend einem Besucher über den Haufen geworfen worden wäre. — Auch im engeren häuslichen Kreise gestalteten sich die Beziehungen nicht, wie er es gewünscht und gehofft hatte. Da nur drei Personen zusammenlebten, so liess sich erwarten, dass Einsamkeit und Musse eine engere Vertraulichkeit unter ihnen begründen würde. Das war auch zwischen Rousseau und Theresen der Fall, nicht aber zwischen ihm und Madame Levasseur. Erst jetzt vernahm er, dass in Paris Massen von Geschenken, die für ihn bestimmt gewesen, von der geliebten Alten in Empfang genommen und für ihre anderen Kinder verwendet worden waren; erst jetzt wurde ihm mitgeteilt, dass die Alte längst und fortwährend hinter seinem Rücken mit Diderot und Grimm¹ heimliche Unterredungen pflege, in denen es

sich u. a. auch darum gehandelt habe, die beiden Frauen von ihm zu entfernen und ihnen durch ein Tabakkbüreau oder dgl. einen sichern Erwerb zu verschaffen, was alles aber an Theresens Widerstand gescheitert sei. Jetzt begriff er, dass und warum seine Freunde sich stets so eifrig mit seinen persönlichen Angelegenheiten befassten und ihn immer auf andere Weise glücklich machen wollten, als er sich vorgenommen hatte, es zu sein. Jetzt sah er endlich ein, dass er in der Alten nur eine Schlange am eigenen Busen erwärmt habe, und dies war mehr als genug, ihn aus seinem Glückstraum erwachen zu lassen. Madame Levasseur, die wohl merkte, dass Therese sich inniger an Rousseau anschloss, gab sich alle Mühe, das verlorene Terrän wieder zu gewinnen. Ihrer Schlaueit wurde es nicht schwer, die gutmütige Tochter wieder an Handlungen und Plänen zu beteiligen, welche vor Rousseau geheim gehalten werden mussten. Seinem Scharfsinn entging das nicht. Er kam zu der Überzeugung, dass er mit Theresen nie dazu gelangen werde, sein tiefstes Bedürfnis zu befriedigen, nämlich in einem andern Wesen völlig aufzugehen, mit ihm ein Herz und eine Seele zu sein. In dieser schmerzlichen Stimmung rief er aus: „Ach, die Charmettes sind es doch immer nicht!“

Für das Glück, welches die Wirklichkeit ihm versagte, suchte Rousseau Ersatz im Reiche der Phantasie. Die Leere, welche er empfand, sollten ideale Gestalten ausfüllen. Die Jahreszeit unterstützte ihn. Im Juni, unter dem frischen Grün, beim Sange der Nachtigallen und beim Gemurmel der Bäche ging das ernste Meditiren auf seinen Spaziergängen über in sentimentales Schmachten. Die Einbildung schuf Wesen, welche seinem liebebedürftigen Herzen völlig entsprachen: eine Geliebte und eine Freundin. Als ihre Gestalten sich in der Feuerglut seiner Phantasie kristallisierten, entstand der Plan seiner „Julie“. Im folgenden Winter vollendete er die beiden ersten Teile dieses in Briefen geschriebenen Romans mit unendlichem Behagen. Zwar fühlte er lebhaft, dass er durch eine solche Schrift mit sich selbst in Widerspruch trat, dass man nicht als Philosoph sich zu strengen Grundsätzen bekennen, Selbstverleugnung und Nüchternheit predigen und zugleich als Romanschreiber die reizendsten Bilder der Liebe entwerfen könne. Aber die Einsicht war nicht stark genug, ihn zur Vernunft zurückzubringen. Er war noch mitten in seiner Liebesglut, als die Wiederkehr des Frühlings die süsse Schwärmerei verdoppelte. Da erhielt er zur gelegenen, aber für ihn gefährlichen Stunde einen Besuch der noch nicht dreissigjährigen Comtesse d'Hondetot, einer anmutigen und lebenswürdigen Frau, der Schwägerin von Madame d'Epinay. D'Hondetot hiess ihr Gemahl, der von ihr entfernt lebte; ihr Geliebter war Saint-Lambert, ein Freund Rousseau's. Sie hatte sich in Eaubonne mitten im Tale von Montmorency eingemietet. Rousseau kannte sie seit vielen Jahren; aber nie war sie ihm so reizend erschienen. Er glaubte, seine Julie leibhaftig vor sich zu sehen und fasste rasch eine Neigung, welche bei den oft wiederkehrenden gegenseitigen Besuchen in tolle Leidenschaft umschlug. Eine solche Gewalt der Liebe hatte er in seinem Leben noch nie erfahren. Die Rücksicht auf die Rechte des Freundes und die lediglich freundschaftliche Gesinnung der Dame, deren ganze Liebe Saint-Lambert gehörte, liess ihn gewisse Grenzen nicht überschreiten. Im Bewusstsein ihrer Unschuld überliessen sie sich um so ungenirter dem Genusse des persönlichen Verkehrs. Dies genügte aber, um für Rousseau schwere Folgen herbeizuführen.

an dessen erbittertster Gegner. Grimm erwarb sich einen Namen durch seine geistvollen Korrespondenzen über alle hervorragenden literarischen Erscheinungen Frankreichs; er machte Carrière, indem ihn der Herzog von Gotha 1776 in den Adelstand erhob und zu seinem bevollmächtigten Minister am französischen Hofe ernannte.

¹ Grimm, Friedrich Melchior, 1723—1807, ein Deutscher, den Rousseau in der bescheidenen Stellung als Vorleser des Erbprinzen von Sachsen-Gotha in Paris kennen lernte und dann bei Diderot, v. Holbach, der Madame d'Epinay u. a. einführte. Ein eigentlicher Freund Rousseau's war er nie und wurde von 1757

In der Familie d'Epinay waren allmählig auch Diderot und Grimm Hausfreunde geworden; der letztere avancierte sogar zum Vertrauten der Madame d'Epinay. Im gleichen Masse, in welchem das Thermometer der Freundschaft für die einen stieg, glaubte Rousseau, für sich ein Sinken desselben wahrzunehmen; um so mehr schloss er sich an Madame d'Hondetot an, wenn sie einander, was häufig geschah, sei's zufällig, sei's verabredet, in La Chevrette trafen. Eines Tages lustwandelten sie hier allein im Parke, versunken in süßes Geplauder und nicht ahnend, dass Madame d'Epinay von ihrem Zimmer aus sie beständig verfolgte und in dem Glauben, dass es ihr zum Trotz geschehe, mit jedem ihrer Blicke das Gift des Zorns und Hasses einsog. Das war der Anfang einer Entfremdung, welche in kurzer Zeit zur bleibenden Trennung zwischen ihr und Rousseau führte. Madame d'Epinay kam bald darauf in eine Lage, welche es ihr ratsam erscheinen liess, einen längeren Aufenthalt in Genf zu machen. Grimm hatte den Plan, sie von Rousseau begleiten zu lassen. Als sie diesem den Vorschlag machte, hielt er ihn bei seiner Gesundheit angesichts des bevorstehenden Winters lediglich für einen Scherz, und nachdem er den wahren Beweggrund jener Reise vernommen, erweckten die ernstesten Zureden Diderots und Grimms nur gerechtes Misstrauen in ihre Freundschaft. Rousseau hatte allen Grund, die Zumutung abzulehnen. Er tat's, und damit war der Bruch besiegelt mit Madame d'Epinay und seinen philosophischen Freunden. Seines Bleibens in der Eremitage war nun nicht mehr. Trotz der winterlichen Jahreszeit war er fest entschlossen, unter allen Umständen auszuweichen. Es zeigte sich ein geeignetes Haus im benachbarten Montmorency, und am 15. Dezember 1757 fand die Übersiedelung statt.

(Fortsetzung folgt.)

KORRESPONDENZEN.

Solothurn. Samstags den 14. dies fand unter dem Vorsitz des Herrn Reallehrer Huber im Kantonsratssaal in Solothurn die diesjährige kantonale Lehrerkonferenz statt. Der ungünstigen Witterung ungeachtet, war dieselbe ziemlich zahlreich besucht. Die Verhandlungen wurden eröffnet mit dem Liede: „Trittst im Morgenrot daher“. Nach Erledigung mehrerer Traktanden geschäftlicher Natur (Verlesung des Protokolls der letzten Sitzung, Genehmigung der Vereinsrechnung, Wahl des künftigen Komites, Berichterstattung über die Tätigkeit der Bezirksvereine) erfolgte das Hauptreferat über die Frage: „Ist die Einführung von Sparkassen in den solothurnischen Volksschulen empfehlenswert?“ Der Referent, Herr Lehrer Lehmann in Solothurn, hat diesbezüglich folgende Thesen aufgestellt:

1) Die Schule hat als Erziehungsanstalt namentlich auch die Aufgabe, die Jugend an Sparsamkeit zu gewöhnen. 2) Die gegenwärtige Zeit verlangt, dass Elternhaus und Schule mehr als je auf praktische Betätigung der Sparsamkeit und Enthaltensamkeit dringen. Die Jugend soll auch zum Sparen von Geld angehalten werden. 3) Da das Elternhaus allein dieser Forderung nicht in genügendem Masse nachkommen kann, da andererseits auch keine öffentliche Spareinrichtung besteht, welcher das Kind jederzeit auch den kleinsten Betrag (5 Cts.) zur Aufbewahrung übergeben könnte, so soll die Volksschule das Elternhaus in der Lösung der genannten Aufgabe durch Einführung von Schulsparkassen unterstützen. 4) Anderwärts bestehende Schulsparkassen haben den Zweck, den man durch dieses Institut anstrebt, in erfolgreicher Weise gefördert. 5) Die Schulsparkasse vereinigt im Vergleich mit den anderen, schon bestehenden Sparkassen die grösste Summe von Vor-

zügen in sich. 6) Es ist daher empfehlenswert, in Ortschaften, in welchen die Verhältnisse die Vorbedingungen für gedeihliche Wirksamkeit einer Schulsparkasse bieten, solche einzuführen, wobei jedoch die obligatorischen Unterrichtsfächer in keiner Weise beeinträchtigt werden dürfen. 7) Das Gedeihen der Schulsparkasse hängt zum grössten Teil vom Lehrer ab. Obwohl die neue Institution ihm neue Pflichten überbindet, so soll er mit Rücksicht auf den hohen Zweck derselben doch Bereitwilligkeit und guten Willen entgegenbringen. 8) Die Schulsparkassen sind unter die spezielle Aufsicht der Ortsschulbehörde zu stellen.

Gestützt auf diese Thesen hielt Herr Lehmann ein vortreffliches Referat, welches mit Geschick den moralischen und materiellen Nutzen der Schulsparkassen ins rechte Licht zu setzen wusste und deren Einführung warm befürwortete, während es andererseits die gegnerischen Einwendungen zu entkräften suchte. An der folgenden, ziemlich belebten Diskussion beteiligten sich Freund und Gegner dieser neuen Institution, und wurden neben wirklichen und vermeintlichen Vorzügen derselben auch manche schwerwiegende pädagogische Bedenken gegen dieselbe ins Feld geführt. Mit dem Referenten waren sämtliche Redner darin einig, dass von einer obligatorischen Einführung der Schulsparkassen keine Rede sein könne. Die Versammlung selbst, die keine grosse Begeisterung für das neue Institut an den Tag legte, akzeptierte schliesslich folgenden, vom Komite gestellten Antrag: „Das Erziehungsdepartement möchte in Ortschaften des Kantons, in denen die Verhältnisse die Einführung von Schulsparkassen wünschenswert machen, im Einverständnis mit dem Lehrer und der betreffenden Ortsschulbehörde solche *versuchsweise* einführen.“

Im fernern beschloss die Versammlung, der Kantonallehrerverein habe sich in Zukunft alle Jahre, statt, wie bis anhin, alle zwei Jahre, zu besammeln und bestimmte als Hauptthema für die nächste Zusammenkunft die Aufstellung eines neuen, vereinfachten Lehrplans für die Primarschulen unseres Kantons.

Nach Erledigung sämtlicher Traktanden fand noch eine kurze Sitzung der Generalversammlung der „Rothstiftung“ statt, welche u. a. die bezügliche Rechnung genehmigte. Gemäss derselben zählt die „Rothstiftung“ gegenwärtig 291 Mitglieder, worunter 68 pensionsberechtigte, und weist ein Gesamtvermögen von 117,298 Fr. 67 Rp. auf (jeder Berechtigte erhält 115 Fr.).

Den Schluss der Versammlung des Kantonallehrervereins bildete ein frugales Bankett in der „Krone“, welches durch mehrere Liedervorträge und zahlreiche Trinksprüche gewürzt war.

— x.

ALLERLEI.

— Während die Stadt Paris im Jahr 1871 noch rund 7,241,000 Fr. für den Volksschulunterricht verausgabte, ist dieser Aufwand alljährlich gestiegen, bis er im Jahr 1882 eine Höhe von 22,834,000 Fr. erreicht hatte. Es sind aber innerhalb dieser elf Jahre auch noch ziemlich 60 Mill. Fr. für Bauplätze und zu Errichtung und Ausstattung neuer Schulen aufgewendet worden. Es sind also ganz ausserordentliche Anstrengungen, die Paris seit dem Kriege gemacht hat.

— Die Kammer der Repräsentanten von Belgien genehmigte mit 61 gegen 50 Stimmen den Gesetzesentwurf, durch welchen die Privilegien der Seminaristen und Zöglinge der Normal-schulen in Militärangelegenheiten aufgehoben werden.

Anzeigen.

SCHWEIZ. LANDESAUSSTELLUNG IN ZÜRICH

(H 71 Z)

Mai bis September 1883.

Stellegesuch:

Von einem Cand. phil. bis zum Oktober an eine Sekundarschule (provisor.), in ein Privatinstitut oder als Hauslehrer. Naturwissenschaft, Mathematik, Latein u. neuere Sprachen. Adresse sub C 777 an **Rudolf Mosse, Zürich.** (M 437 °)

Verlag von B. F. Voigt in Weimar.

Der deutsche

Handfertigkeitss- unterricht

in Theorie und Praxis.

Ein Handbuch

über diese Lehrdisziplin f. Unterrichtsministerien, Staats- u. städt. Behörden, Schulvorstände, Direktoren von öffentl. u. Privatschulanstalten, Semin., Waisenhäusern, Rettungsanst. etc., für Lehrervereine, sowie den deutschen Lehrerstand überhaupt, ferner für polyt., Gewerbe- u. gemeinnützige Vereine u. alle diejenigen, welche ein Interesse an der Volkserziehung haben.

Von

Hugo Elm.

Nebst einem Begleitwort v. Emil v. Schenckendorff, Direktionsrat a. D. und Preuss. Landtagsabgeordneten.

1883. gr. 8. Geh. Fr. 6.

Vorrätig in allen Buchhandlungen, in Frauenfeld bei **J. Huber.**

Neues Prachtwerk mit ca. 700 Ansichten.

Amerika in Wort und Bild.

Eine Schilderung der Vereinigten Staaten von

Friedrich v. Hellwald.

Circa 50 Lieferungen à Fr. 1. 35.

Die 1. Lief. zur Ansicht. Prospekte gratis.

J. Huber's Buchh. in Frauenfeld.

Philipp Reclam's Universal-Bibliothek (billigste u. reichhaltigste Sammlung

von Klassiker-Ausgaben),

wovon bis jetzt 1800 Bändchen erschienen sind, ist stets vorrätig in

J. Huber's Buchhandlung
in Frauenfeld.

PS. Ein detaillirter Prospekt wird von uns gerne gratis mitgeteilt und beliebe man bei Bestellungen nur die Nummer der Bändchen zu bezeichnen. Einzelne Bändchen kosten 30 Cts.

Oerlikon.

Mit Bewilligung des h. Erziehungsrates wird auf den 1. November 1883 an der Primarschule Oerlikon eine dritte Lehrstelle errichtet und definitiv besetzt. Besoldung, alle Entschädigungen inbegriffen, Fr. 1750. — Bewerber um diese Stelle haben ihre Anmeldungen bis Ende Juli unter Beigabe von Zeugnissen an den Präsidenten der Gemeindeschulpflege einzureichen.

Oerlikon, den 16. Juli 1883.
(O F 1567)

Die Gemeindeschulpflege.

Bei **F. Schulthess** in Zürich erschien und ist in allen Buchhandlungen zu haben, in Frauenfeld bei **J. Huber:**

Turnschule

für den militärischen Vorunterricht der schweizerischen Jugend vom
10.—20. Jahr.

Vom Bundesrat genehmigt den 1. September 1876.

Preis br. 50, kart. 60 Rp.

Durch **J. Huber's** Buchhandlung in Frauenfeld ist zu beziehen:

BILDER-ATLAS

ZUR

WELTGESCHICHTE.

Nach Kunstwerken alter und neuer Zeit.

146 Tafeln gr. Folio mit über 5000 Darstellungen.

Gezeichnet und herausgegeben

von

Professor **Ludwig Weisser,**

weil. Inspektor d. Kgl. Kupferstichkabinets i. Stuttgart.

Mit erläuterndem Text von **Dr. Heinr. Merz.**

Dritte Auflage.

Vollständig in 50 Lieferungen à 70 Rp.

Die erste Lieferung wird von uns gerne zur Ansicht mitgeteilt.

Bei **Orell Füssli & Co.** in Zürich erschien eine sehr nützliche, empfehlenswerte Schrift unter dem Titel:

Der „Schweizer Rekrut“

von **E. Kälin**, Sekundarlehrer.

Dieses Werklein, das einer der Examinatoren bei den Rekrutenprüfungen der schweizerischen Jugend darbietet, ist eine kurze, übersichtliche Darstellung desjenigen Stoffes, über den sich die Schulprüfung bei der Rekrutierung verbreitet.

Die jungen Leute, die sich zur Rekrutenprüfung zu stellen haben, finden hier die Gelegenheit, aus der vaterländischen Geographie und Geschichte, sowie aus der Verfassungskunde dasjenige zu repetiren, worüber sie Rechenschaft zu geben haben, und dessen Kenntnis für den jungen Republikaner, der sich dieses Namens würdig zeigen will, unerlässlich ist.

Das Büchlein passt aber nicht blos für diesen besondern Zweck, es wird auch Lehrern und Schülern von Zivil- und Fortbildungsschulen willkommen sein, da es ihnen als höchst zweckmässiger Leitfaden bei ihrem Unterrichte dienen können. — Es enthält folgende Abschnitte, die sich alle durch weise Beschränkung auf das Wesentliche und Unentbehrliche auszeichnen:

Kurze Beschreibung der Schweiz. Aus der Geschichte der Schweizer. Chronologische Uebersicht. Das schweizerische Staatswesen. Das Wehrwesen. Metrisches Mass und Gewicht.

Diesem Wissensstoffe sind zum Schlusse diejenigen Vaterlands- und Volkslieder beigegeben, welche von unseren jungen Leuten in geselligen und militärischen Kreisen am häufigsten gesungen werden. Sie sollen dem Gedächtnisse nachhelfen, das leider dem Singenden meistens schon bei der zweiten Liederstrophe untreu wird.

Der sehr bescheidene Preis von 50 Rp. macht das Büchlein jedermann zugänglich.